

der katholischen Kirche“ (I 56 ff.), den „begeisterten Reformwillen“ anerkennt, der „durch die Kraft inneren Lebens hart und tot gewordene Schalen sprengt, um dem neuen Leben Raum zu schaffen und ihm auch neue, bessere Formen zu ermöglichen“ (I 61), so will er damit natürlich nicht Dogmen oder deren denknottwendige Folgerungen oder Verfassungstatsachen, welche das kirchliche unfehlbare Lehramt als wesentlich bezeichnet, ersetzbar nennen. Was in der Kirche wesentlich und unwesentlich ist, entscheidet letztlich der Wille des göttlichen Stifters und ist sicher zu entnehmen aus der Lehre der Kirche, welcher Christus seinen und des Heiligen Geistes Beistand verheißen hat für alle Zeiten. Der Vollsinn vieler Äußerungen erschließt sich nur aus der theologischen Gesamtlehre, die Verf. vertritt. Insbesondere ist eine solide Fundamentalthologie vorauszusetzen, wie sie R. selbst seit langen Jahren in Wort und Schrift vorgetragen und in den „Skizzen zur Handreichung bei den Vorlesungen“, der „Philosophisch-apologetischen Grundlegung der Theologie“ knapp zusammengefaßt hat.
L. Kösters S. J.

Closen, G. E., S. J., Die Sünde der „Söhne Gottes“. Ein Beitrag zur Theologie der Genesis (Scripta Pont. Inst. Bibl.) 80 (XVIII u. 258 S.) Rom 1937, Bibelinst. L 45.—

Es gehört ein gewisser Mut dazu, nach den zahlreichen exegetischen Versuchen zur Aufhellung des Rätsels von Gen 6, 1—4 mit einer neuen Erklärung hervorzutreten. Der Verf. hat das Wagnis unternommen und, um es gleich zu sagen, sich damit den Dank der Exegese verdient. Neben die beiden traditionellen Theorien, die „Engeltheorie“, die als mythologische Auffassung besonders bei den neueren Kritikern beliebt ist, und die „Sethitentheorie“ stellt er seine neue Deutung: es handelt sich bei den „bene Elohim“ weder um Engel noch um irgendwelchen frommen Teil der Menschheit; jede „Klassentheorie“ ist abzuweisen. Mit dem Ausdruck „Gottessöhne“ werden die *Menschen überhaupt* bezeichnet, insofern sie im Sinn von Gen 1, 27 f. und 5, 1—3 betrachtet werden als Gottes Abbilder, Ebenbilder ihres Schöpfers, göttlich geadelt und „wenig nur unter Gott gestellt“ (vgl. Ps 8, 6), bestimmt, diesen Gottesadel durch die Fortpflanzung in der gottgewollten Ehe weiterzuleiten in die kommenden Zeiten. „Menschentöchter“ aber sind die Frauen, insofern man in ihnen nur die menschliche Natur, das Geschlechtswesen sieht, das der Befriedigung sinnlicher Leidenschaft dient. In sorgfältiger, weitausgreifender Darlegung wird dieser Sinn der beiden Ausdrücke begründet. Demnach besagt die Perikope, daß der zur höchsten Würde eines „Gottessohnes“ erhobene *Mann* (der Mensch überhaupt) herabsank ins Fleisliche (daß „sogar er Fleisch“ wurde: 6, 3), in der Herrschaft der Begierde aufging und in maßloser Polygamie und Sinnlichkeit die hohe Aufgabe vergaß, durch die von Gott gewollte Einehe Vermittler und Fortpflanzer des „Gottesbildes“ zu werden. In diesem Lichte gesehen, bildet der Abschnitt 6, 1—4 die düstere Einleitung zum Sintflutbericht: weil die Menschen „Fleisch“ sind, spricht Gott das Todesurteil über sie aus: „Nimmer soll mein Geist im Menschen bleiben“ (6, 3a); „ich will ihn von der Erde vertilgen“ (6, 7a); nur eine Gnadenfrist von 120 Jahren soll ihm noch gewährt sein (6, 3c). Und dies trotz der (menschlichen) Kraft und Größe der damaligen Menschen: „Damals lebten die Riesen auf Erden ... die weiterberühmten Helden“ (6, 4).

Dieser gedrängte Überblick über die Exegese des Verf. zeigt

ohne weiteres, daß wir hier eine in sich geschlossene, einheitliche und zugleich außerordentlich tiefe Auffassung des schwierigen Abschnittes Gen 6, 1—4 vor uns haben. Einheitlich ist sie nicht nur in sich selbst, sondern auch mit Rücksicht auf den Gesamtaufbau der Genesis. Mit Recht spricht Cl. von einem „Beitrag zur Theologie der Genesis“. In einem vorzüglich gelungenen Schlußkapitel „Die Theologie der Sünde in der Genesis“ (239 bis 254) erscheint die Perikope 6, 1—4 organisch eingebaut in die theologische Gedankenwelt des ersten Buches der Bibel.

Man wird sich bei der Beurteilung dieses Werkes klar sein müssen, daß wir hier einen bewußten und gewollten Vorstoß haben gegen die Zerstückelung der Genesis in Quellen, die von einem späteren Redaktor mehr oder weniger glücklich zur heutigen Genesis zusammengeschweißt wären. Die Closensche Exegese ist nur dann berechtigt, wenn wir in der Genesis das Werk eines theologisch klaren und tiefen Mannes vor uns sehen dürfen, der zwar gewiß Quellen benutzte, aber den Stoff der Tradition voll meisterte und seinem lehrhaften Zweck dienstbar zu machen verstand. „Es zeigt sich darin [in Gen 6, 1—4] dieselbe literarische Gestaltungskraft, die der gleiche Weise in Israel [Moses] bewies, als er seinem ganzen Werke als Prolog den großen Schöpfungshymnus von Gen 1 vorausschickte“ (238). Cl. zeigt hier an einem eindrucksvollen Beispiel, wie die zersetzende „Quellenscheidung“ eben nur überwunden werden kann, wenn man den „geistigen Ideen und Absichten des Verfassers und der ganzen Vielgestaltigkeit und dem Reichtum, der auch in alten Zeiten in der Seele einer starken Persönlichkeit lebendig war, wieder mehr gerecht“ wird (234). So ist die Arbeit des Verf.s auch ein wertvoller Beitrag zur Behandlung der Pentateuchfrage, und es wäre sehr zu wünschen, daß nach und nach an die Stelle der geistig leeren und unfruchtbaren Quellenanalyse diese lebensvolle und wirklichkeitsnahe Betrachtungsweise träte.

Auch die Frage der Universalität der ersten 10 Genesiskapitel wird durch die These des Verf. von einer neuen Seite aus beleuchtet. Der „Mensch“, von dem hier die Rede ist, ist das „Menschengeschlecht“, sowie es im Lauf der in Gen 2—5 geschilderten Zeit nach und nach geworden ist. Schon in den Söhnen der ersten Eltern, Kain und Äbel, geteilt in „gut“ und „bö“, dann weiter auseinandergehend in Verehrer des wahren Gottes (4, 25 ff.) und in Anhänger und Förderer nurmenschlicher Kultur und reinmateriellen Fortschritts (4, 17—24), wird es schließlich in seiner *Gesamtheit* (Gen 6, 1—8) hineingerissen in den Strudel sinnlicher Leidenschaft und sittlichen Verderbnisses. Wer die Komposition dieser ersten sechs Genesiskapitel betrachtet, kann nicht daran zweifeln, daß ihr Verfasser die *ganze* Menschheit meint. Daß man zu seiner Zeit mit den Ausdrücken „Mensch“, „alles Fleisch“ u. ä. auch eine nur relative Allgemeinheit bezeichnen konnte und oft genug bezeichnete, tut nichts zur Sache; die Frage ist nicht, was „man“ meinte, sondern was der Verfasser von Genesis 1—10 wollte. Sehr richtig und treffend hat schon Procksch, *Die Genesis*, 1913, 18 vom „Jahwisten“ (also dem Verf. von Gen 1—10) gesagt: „Die Urgeschichte hat deutlich die Aufgabe, die Menschheit als natürliche und sittliche Einheit hinzustellen, und die zahlreichen Völkertafeln, durch die J. sich auszeichnet, sollen ein Ersatz sein für das, was darzustellen ihm noch nicht möglich war, für eine Universalgeschichte“. Bis zur Sintflut beschäftigt sich die Genesis mit der „Menschheit“; erst nach der Sintflut

läßt sie eine Teilung nach völkischen und geographischen Gesichtspunkten eintreten: die Völkertafel Gen 10 ist dafür der sprechende Ausdruck. Gewiß hat ihr Verf. nicht gewußt, daß es damals außer den von ihm genannten europäischen, vorderasiatischen und nordafrikanischen Völkern auch noch andere gab; hätte er sie gekannt, so hätte er sie sicherlich in Gen 10 in geeigneter Weise eingefügt. Dieser literarischen Sachlage gegenüber eine anthropologische Beschränktheit der Sintflut zu halten, um „naturwissenschaftlichen Schwierigkeiten“ zu entgehen, wird m. E. dem Verf. von Gen 1—10 nicht gerecht. Man muß Cl. dankbar sein, daß er dafür einen neuen Beleg beigebracht hat.

Der Aufbau und die Durchführung der Abhandlung ist ein Muster sauberer, gewissenhafter und dabei erleuchteter Methode: zuerst das Philologische, das Äußerlichste, aber unbedingt Notwendige (19—72), dann eine tieferführende, geschichtlich, literarisch und theologisch orientierte Untersuchung der exegetischen Probleme (73—216), endlich ein Ausblick auf weitere Probleme literarischer und theologischer Natur (217—254). Auch im einzelnen ist alles sorgfältig gearbeitet; die frühere Literatur zur Frage ist sachgemäß berücksichtigt, aber ohne das ängstliche Bemühen, nun auch jedem belanglosen Artikel den Platz an der Sonne zu sichern. Man merkt überall, daß der Verf. *seinen* Weg hat und ihn bewußt gehen will und daß es ihm mehr auf die eigene geistige Verarbeitung des Stoffes als auf bibliographische „Vollständigkeit“ ankommt. Gewiß wird man an der einen oder anderen Stelle ein Fragezeichen machen, bisweilen auch den Wunsch haben, daß diese oder jene Behauptung noch eingehender und wirksamer bewiesen werde; aber solche kleine Einzelwünsche tun dem Wert der Arbeit keinen Eintrag. Möge der Verf. uns noch manche großangelegte, gründlich durchgedachte und sorgfältig gearbeitete Darstellung aus der Theologie des Alten Testaments schenken! Die katholische theologische Literatur würde damit eine wesentliche Bereicherung erfahren.

A. Bea S. J.

S Gaudentii Episcopi Brixienensis Tractatus ad fidem codicum recensuit A. Glueck (Corp. Script. Ecl. Lat. 68) 8^o (XLVI u. 275 S.) Wien 1936, Hoelder. M 20.—

Die Neuauflage der Werke des hl. Gaudentius von Brescia war zuerst von A. Polaschek übernommen worden, der aber 1912 nach geringen Vorarbeiten starb. 1926 trat der Wiener Geistliche A. Glueck das Erbe an und hatte ungefähr alles neu zu machen. In den Prolegomena erfahren wir über das Leben des hl. Gaudentius das Wichtigste, nicht mehr allerdings als das Wenige, was uns aus den Traktaten selbst bezeugt wird, daß er, der 8. Bischof von Brescia, ein Nachfolger des Filastrius von Brescia war, abwesend vom Volk gewählt, von Ambrosius und andern Bischöfen fast genötigt, die Bürde zu übernehmen. Dies geschah zwischen 385 und 397. Die freundschaftlichen Beziehungen zum ehemaligen Magister memoriae Valentinians II. Benivolus, der aus Liebe zu seinem katholischen Glauben sein hohes Amt niederlegte, um nicht die vom arianischen Geist der Kaiserinmutter Justina eingegebenen Gesetze niederschreiben zu müssen, brachten Gaudentius zur Veröffentlichung der ersten 15 Traktate. Der 16. und 17. sind überarbeitete Stenogramme, der 18. und 19. Perikopenerklärungen an zwei Diakone. Doch stammen 1—19 aus einer noch zur Zeit des Gaudentius, wahrscheinlich vom gleichen Benivolus veranstalteten Ausgabe, die durch 11 Hss bezeugt wird. Die Rede über Petrus und